

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mr. 32

Mittwoch, 10. August

1927

1½ Tage
im Herzen des Sauerlandes

Wir lösen eine Sonntagskarte bis Alten-
hundem, fahren am Samstag mittag jedoch nur
bis Plettenberg.

Erstlich auch der Anstieg zur Salen zu-
nächst beschwerlich, so verlohnt er doch die
Mühe. Weit, weit ist der Rundblick: sowohl von
diesem Gipfel als vom 584 m hohen Heiligen-
Stuhl. Besonders lieblich liegt die gewerbrei-
che Stadt Plettenberg im Thetal zwischen
grünbewaldeten Höhen eingeschlossen. Vom
Bahnhof Plettenberg aus haben wir anfangs
1¼ Stunde die Hauptwanderstrecke 18 des
Sauerländischen Gebirgsvereins benutzt, stoßen
dann am Gehöft Bracht auf Hauptwanderstrecke
5, der wir gut ¼ Stunde lang bis kurz hinter
dem Gehöft auf dem Berge folgen, um endlich
auf Hauptwanderstrecke 24 nach weiteren ¼
Stunden Attendorn als Endziel des 1.
Tages zu gewinnen. Der erste Teil der Wan-
derung gilt als eine der allerhöchsten im gan-
zen Sauerlande. Die Ausblicke ins Lemetal
und vielfach auf der anderen Seite ins Oester-
tal sind unvergleichlich schön. Wer dabei die
auf sphaemal Berggabel mitten im dichtblau-
ten Waide gelegene Ruine Schwarzen-
berg besuchen will, an die sich auch manche
geschichtlichen Erinnerungen knüpfen, kann dies
mit einem Ummeg von ¼ Stunde leicht thun.
Er hat nur die Wanderstrecke 18 nach ihrer
Trennung von Nr. 5 noch 10 Minuten anzuhalt-
en und auf demselben Wege wieder zurückzu-
kehren.

Neuguinea selbst und ein großer Teil des ehemals deutschen Bismarck-Archipels sind vulkanischen Ursprungs. Tektonische Beben gehen dort zu den alltäglichen Erscheinungen heran und lernt es nach kurzem Aufenthalt, dass über erstaunt zu sein, daß beim Nachmittagsessen plötzlich aus rätselhaften Gründen die Teller klirren oder die Wiber an den Wänden zu tanzen beginnen; man verfolgt mit erschrockenem Schrecken den Schäumen des dampfenden Grollen, eine musikalische, unheimliche Begleiterscheinung unter lebhaften Spannungsausgleichs.

Im Sommer 1912 war der Zweifelhafte „Pango-Pango“ (der Name verankert seine Entstehung vielleicht einer sehr merkwürdigen Urlegende: Wir verurteilen, uns den Eingeborenen verständlich zu machen durch Handbewegungen und Fingerspiele. Als wir auf den Vulkan hinsteigen, in der Hoffnung, den Namen zu erfahren, rufen die Schwarzen „Pango-Pango“). Später erfuhren wir, daß diese Worte etwa daselbe bedeuten wie das hilflose, erstaunte „Da-Da“ kleiner Kinder) in ununterbrochener Tätigkeit. Seine Gipfelhöhe über dem Meerespiegel beträgt etwa 1800 Meter. Rauch und Asche wurden in Ziffenräumen von etwa vier Minuten bis zu 3500 Meter Höhe in Bruchteilen von Sekunden emporgeschleudert, in dichtem Regen fiel die Asche bis zu 20 Kilometer weit herab, alles vegetativ Leben mitteillos vernichtend. Daß der Vulkan „Pango“ nicht auswarf, daß wohl als ein Zeichen dafür gedeutet werden, daß der Erdmittelpunkt sehr tief im Erdinnern zu suchen ist. Im Umkreise von etwa 50 Kilometern war kein Leben mehr anzutreffen. Die sonst so lebhaften

Rokosmisse — Fleisch und Milch — bilden die Hauptnahrung der Eingeborenen.

Die gewaltigen vulkanischen Erscheinungen haben die Oberfläche der Inseln von Zeit zu Zeit stark verändert und dadurch im Laufe der Jahrtausende den Bewohnern ihren Stempel aufgedrückt. Nur dadurch werden die verschiedenen, deutlich erkennbaren Trennungsslinien unter der Bevölkerung erklärlich hinsichtlich Stammeszugehörigkeit, Sprache und Sitte.

Nach Arbeit drängt sich in dem ewig sonnigen Klima und bei der Ueppigkeit der Vegetation niemand, am wenigsten der männliche Melanesier. Seine Hauptthätigkeit ist der Fischfang. Bei der Bedienung seiner leicht gebauten Kanoes mit feitholzen Auslegern geist er sich in hohem Maß gewandt; auch als Bootsbauer kann man dem Eingeborenen eine gewisse Geschicklichkeit bei aller Unvollkommenheit seiner Heimindustrie nicht absprechen. Aus einem ausgehöhlten Baumstamm fertigt er mit einfaches Instrumenten, die man vielleicht in das Zeitalter unserer nördlichen Steinzeit verweisen kann, seine Kanoe und gibt ihm durch kunstvolle Schnitzereien und grelle Bemalungen ein gefälliges, häufig auch unheimliches Aussehen.

Die Furcht vor den Naturgewalten ist ein charakteristisches Merkmal aller Lebensäußerungen des Inselbewohners. Das Tanzfest, eine symbolische Handlung zur Beschwörung der Geister, spielt besonders zur Zeit des Vollmonds eine große Rolle. Rhythmolle, riesige Tanzmasken, aus Holz und Bambusgeflecht gefertigt, trägt der Duck-Duck-Tänzer auf dem Kopf und sucht durch wilde Bewegungen und rhythmische Verrenkungen unter den Klängen ohrenbetäubender, monotoner Geräusche, Musik genannt, die Geister zu versöhnen.

Von fleischfarbiger, glänzender Hautfarbe ist der Melanese, die stattsichlichen Erscheinungen von fast edlem Körperwuchs findet man auf den Salomon-Inseln. Ganz anders der Samoaner, hellgelbe Hautfarbe und ein dem Europäer ähnlicher Gesichtsausdruck unterscheiden ihn von den dunkelfarbigen Rassen der Urbevölkerung. Unter den Samoanerinnen findet man auch noch unserm Begriff auffallend schöne, anmuthige Gestalten.

auch durch den Europäer mirzt die Südsee-
 ionne in besonderer Weise ein; wer es dort zu
 etwas bringen will, muß in der Lage sein, dem
 erschaffenen Klima gegenüber seinen Willen
 durchzusetzen. Die Beaufichtigung seiner von
 Natur faulen schwarzen Arbeiter gibt dem
 Europäer genug Gelegenheit zu produktiver
 Betätigung. Es kann nicht Wunder nehmen,
 daß auch Sonberlinge unter der Südseeionne
 gedeihen; wie liebevoll hat sie doch Stephan
 von Roche in seinem ewig schönen Buch „Aus
 Papias Kulturmorgen“ gezeichnet. Herr
 Engelhardt, Chemiker von Beruf, fühlt plötz-
 lich den Drang in sich, der Menschheit neue
 Heilwege zu zeigen. Er wandert aus und haust
 sich im Bismarckarchipel eine Insel. Hier lebt
 er zunächst einsam; in lang wallendem Haar
 nur mit einem feidenen Pendentuch bekleidet,
 gibt er sich ganz den segnenden Wirkungen der
 Südseeionne hin. Engelhardt ist ein edler
 Mensch mit feiner Bildung und großem Wissen;
 das hindert ihn aber nicht, eine Zeitschrift
 herauszugeben und in Nürnberg drucken zu
 lassen, in der er seine Mitmenschen auffordert,
 nach dem Äquatorgürtel auszuwandern und
 nur von Sonne und Kokosnüssen zu leben.
 „Denn alle andere Nahrung, besonders die ani-
 malische, erzeugt Laster und führt von dem
 geraden Heilwege ab“; das Leben in den außer-
 tropischen Breiten sei naturwidrig und schlinge
 den Menschen zu unnützen, beschwerlichen

Am Ausguck

Aus dem Gough-Rensington-Museum.

Genau neuartige Wege hat man im Zoologischen-Museum, dem großen naturgeschichtlichen Museum Londons, beschritten, um die ausgestellten Tiere in einer möglichst natürlichen Umgebung zu zeigen. Man hat zu diesem Zweck einen Versuch mit drei Elefanten gemacht; wenn dieser Versuch glückt, sollen auch die anderen großen Tiere wie Löwen, Tiger usw. auf gleiche Weise gezeigt werden. Der Versuch, der beim Eintritt in die große Halle des Museums beginnt, ist für den Besucher höchst glücklich die drei Dickschäuter zu Gesicht zu bekommen, meint im ersten Augenblick, in einer natürlichen Umgebung geraten zu sein, in der die Tiere sich in Freiheit bewegen: so natürlich ist die Wirkung der neuen Anordnung. Die Elefanten sind in einer Umgebung aufgestellt, die genau einen Teil des Krugbaums in Südafrika wiedergibt; die Elefanten selbst sogar so weit, daß die benutzten Pflanzen von der Größe und Stelle bezogen wurden. Man sieht die gewöhnlichen Bambus und Eichenholzdämme, während die Baumrinne, gewöhnliche Farne und Flechten eingeordnet wurden und dann mit Hilfe von einem leuchtigen Farne ihr natürliches Aussehen wieder erhalten. Selbst Schmetterleier kann man unter den gewaltigen Weibern der Dickschäuter im Sonnenhain (der von künstlichem Licht beleuchtet wird) sich anschauen sehen. „Schon“, meinte Mr. Dollmann, der Leiter der Zoologischen Abteilung, dem diese neue Einrichtung zu verdanken ist, „daß die Schmetterlinge auch in der Sonne anschauen, wenn . . .“ Der Mond schon aufgegangen ist.

Sonderbare Bäume
Von Albert Schweiker.

iemals erzählen hätte, daß es

woher jehaus erlangen sollte, daß es ihm tropischen Westafrika den **Verburchbaum** (*Rigelia africana*), den **Proffruchtbaum** (*Milcrocarpus nescia*) gibt, daß in Australien der **Saureurkubbaum** (*Wonjonia gregori*) in, in Guinea der **Butterbaum** (*Pentadesma butyraceum*) wächst, der hält diesen Bericht entweder mit Unrecht für ein Märchen, oder aber er bestärkt sich selbsteigentlich dem Gedanken, nach diesen paradiesischen Gefilden auszuwandern, um zeit seines Lebens von den von der Natur so freigiebig gespendeten Proffrüchten mit Butter, Verburch und sauren Gurken kostenlos zu leben.

Die **Proffrüchte** sind durchschnittlich kopfgroß und werden nach vor der Reife abgenommen, dann geschält und von der Eingeborenen in Blätter gewickelt und zwischen heißen Steinen gebacken. Diese Früchte, die unreif mit Kokosmilch verfezt einen nicht üblen Brei abgeben und in Scheiben geschnitten, in Butter gebröst, wohlsmekend sind, würden sicherlich bestehenden Ansprüchen auf eine längere Dauer genügen.

Der **Verburchbaum** trägt in langen Trauben leuchtende, hellröthliche Blüten, aus denen sich die fäuerlichen, schmach nach gedachtem Fleisch schmekenden Früchte bilden, die bisweilen an einem mehr als zwei Meter lan-

Hochjomer

Aus dem Kreislauf der Zeit ist das große Schweigen aufgestanden und geht über Flur und Felder hin. Auf den weichen, menschenleeren Landstraßen steht es still, und in der schweigend zu Mittag aufsteigenden Wäldern sitzt es und sinnt hinüber zu den Städten und Dörfern rings auf deren rote Dächer scheitelrecht die Sonne niedergluldet.

Wie ausgefloren ist alles in der Kunde: die Läden der Dorfhäuser schließen sich sachte, wie milde zusaßene Augen; die kurzen Schatten krieden — wie fuchsfuchend — an Baum und Strauch und Häusermauer heran; jeder Bogelstich in Wald und Feld verstummt; selbst das hönerfschwer reisende Getreide, das gelb auf den Feldern sich neigt, rajstet nur sacht-sachte halb schlafend, über den welk geschlossenen Blumenkelchen.

Stille und reglos stehen auch — dort tief unten am Horizont — die laßenden, fahrtlos-grauen Wolkenballen und horren des Windes, welcher sie hintragen soll der durstenden Flur, sie und den kühnen Regen und die fahrtlosen Wolken können nicht von der Stelle, grollen

hald ein kühler Wind an den Stoppeln zerrn
 und in den umgeworfenen Ackerjuchsen fauchen.
 Es werden noch einige Kinderdrachen — von
 übermüthigen Aufen und Sündelklassen ermunt-
 tert — wie ein letzter Abschied sich unter dem
 Himmel hin und her wiegen . . . Und trotz-
 wird man auch darüber, daß man in der Stadt
 trotz der Parks und der duftenden Blumenbeete
 den Sommer eigentlich ganz vergessen hatte.
 Treuen, mein

„nur dumpf und drohend vor sich hin und —
warfen.“
Und weiter wandert der Schritt der Stunden — und nimmt die Sonne mit sich auf seinem Wege, denn Westen gu. Sie eilt sich nicht, sie zögert und zaudert — müde ist sie geworden und nicht mehr so wanderstisch, wie im Frühling, denn weit ist nun ihr Zagnege und hoch muß sie jetzt klinken bis zum Zenith. So folgt sie denn nur widerstrebend dem ewig gleichen Taktstheil der Zeit und macht nur ungern dem leisen Lustigen Platz, das der Abendwind vorausschickt, seinen Weg zu erkunden . . . und den der murrenden, ungeduligen Völkchen dort, welche er jetzt bei der Hand nimmt, sie zu leiten über die harrende und — bangende Erde hin. Tief und drohend kommen sie dahergewalzt und leuchten in eigenem rotem Schein, wie eine Warnung: steht euch vor! Tegen bergei wird schwer und voll . . . aber das jache Feuer steht um ihn her und schon zu lange mußten wir warten und zögern.

Das hören die Städte rings und die Dörfer.
Und die Läden der verschlossenen Fenster öffnen
sich leicht und speßen geduckt aus hangenden
Fensterlängen hinauf zum drohenden Grollen
speßen und — warten. Und die verschlossenen
Thüren öffnen sich den Menschen, daß die hinaus-
treiben möchten in das erwachende Regen und
Wehen, welches geht um den Schritt der Stun-
den: geht tief neigt sich das schnittreife Korn
unter der Last der Saal, die aus ihm erwacht,
und zischt und flüstert und mill nicht stille
werden, „der Wind ist aufgestanden vor dem
Welter her!“ und die Büsche umher geben das
Wort weiter . . . und die Feste und Zweige der
bis her so reglosen Bäume und ihre ragenden
Wipfel peitschen sich auf, wie befreit den ersten
grellen Witz zu grüßen, welcher plötzlich — ein
weißthinn flackerndes Feuerzeichen — über sie
hinzukat und im düstern Herandrohen der
dunkeln Wolkenmassen erlischt.

Hört ihr's! Hört ihr's! . . . wie jekt die
Stimmen der Donner nach werden und rufen:
allenthalben . . . ohne Unterlaß. Die Blitze
rufen sie, daß sie hineinreißten, hineinlähmerten
in des toten Schweigens Raft und dessen Druck
hinwegjegen mögen . . . Die befreienden Blitze
rufen sie! Hört ihr es . . . ! Hört ihr es
wohl!

Und hort ihr zu auch die Jetern, jlegenden Kiegentropfen? Da bald, bald hort klingen lie auf, woorn mehr, werden ein gerolich Mäufchen vom Himmel und füllen das verdurftende Land rings mit Segen, neuem Segen, neuer Kraft! Fürchte lie nicht, die Mägel! Seid nicht bange vor den dröhrenden Lafen der Donner! Hört, hört doch, wie der Regen rauf und den tödenden, laßenden grauen Staub hinwegwäfcht von Blatt und Halm und reifender Saat! Wetter ziehen vorüber; und wenn die Donner weiter flögeit, fteigt ein neuer Tag empor voll frifchen, florhen Windes und klingender Gefen, die reife Ernte zu bergen. Hochfommer ift es; Entzeig, Heifezeit; Zeit der bunten Kränze über forglich geborgnen Garben; Hochfommer, der die fchwere, forgenvolle Arbeit vieler grauer, beforgter Arbeitstage fegnet.

Der Zug fährt in den Abend hinein. Die Sonne brennt rot hinter den Wäldern, die die Nacht erwarten. Trotz eines dreisprachigen Verbotes lehne ich mich weit hinaus: Es riecht nach dunkler, nebelhafter Erde, und fern am Horizont springen aus den schwarzen Wolken die ersten Blitze eines erlösenden Gewitters.

...ten. Rhetorisch schön ist der Vortrag ...
... von der Wahrheit in seiner Lehre in-
... lich fest überzeugten Menschen, logisch in sei-
... ner: Teilen, aber sonnenig Süßwasser in sei-
... ner Konsequenz. Wir Deutschen hätten es
... eigentlich nicht nötig, in der Südsee nach sol-
... chen Typen zu suchen; ist doch unsere gemäßig-
... te Zone zu überreich, daß sie bei uns weniger -
... uneigennützig sind als dort unter den Strahlen
... der für alles Schöne empfänglich machenden,
... verebenden Südsee Sonne.

Die „Eisenmänner“

Ein Erlebnis aus Westafrika.

Von Dr. Herbert B. Patara - Wien.

Eintönig floß die Zeit dahin; seit ich für den
an Schwarzwasserfieber erkrankten Mac Gregor
den kleinen Jannposten Zongoni über-
nommen hatte, war ich von der Außenwelt ab-
geschnitten. Zweimal im Monat kam der kleine
alte Flußdampfer den großen Strom aufwärts
und brachte die Post sowie die Neuigkeiten von
der Küste. Die Gegend war ruhig. Jetzt, vor
der langen Regenzeit, waren auch alle die klei-
nen Stämmchen eingeschlagen. Drückend
heiß brannte die Sonne auf unsere kleine Boma
herab, die Wellblechdächer schienen zu glühen;
stumpfsinnig hockten die Askari vor ihren
Hütten, selbst ihr sonst so lebhaftes Schwagen
war verstummt. Die Hitze rieb den Körper
auf. Der Geist wurde träge und unfähig, auch
nur einen Gedanken zu fassen. Kein Wind-
hauch regte sich. Auch im nahen Wald war
jede Lebensregung verstummt. Kein Affen-
schrei, kein Vogelruf unterbrach die lastende
Stille. Weigrau spannte sich der Himmel über
die dampfende Landschaft. Das Blut schien in
den Adern zu kochen, und bei der geringsten
Bewegung drach der Schweiß aus den Poren.
Die Luft flimmerte vor Hitze.

Der alte Feldwebel Jbn Mehmed, ein nar-
benbedeckter Sudanese, kam langsam über
den kleinen Innenhof geschlendert. Das salige
Gesicht des Soldats war verfallen, seine
Stimme klang tonlos heiser: „Bwana, heute
ist ein Tag, an dem die „Eisenmänner“ um-
gehen. Allah beschütze uns! Heute droht Un-
heil!“ Schon oft hatte ich von diesen todbrin-
genden Gespenstern gehört. Der Volksmund
nannte sie „Eisenmänner“ weil sie angeblich in
blankes Eisen gekleidet waren. Natürlich
hielt ich diese Erzählungen für eine Erfindung
des Regeneraberglaubens. Nun kam auch der
alte Tschau mit dieser Vorgende. „Sör auf,
Mehmed, das ist doch alles Unsinn! Wie kann
ein so tapferer Krieger wie Du diese Ammen-
märchen glauben?“ Der Alte schüttelte den
Kopf: „Bwana, ich sah zweimal die „Eisen-
männer“. Beidemale brachten sie Unglück.
Beim ersten wurde mein Weib von den Bestien
des Flusses gepackt, beim zweiten fiel mein
Sohn Ali unter den Kugeln der Sklavenshooter.
Hätten wir uns vor dem dritten Mal! Schrei-
gend stapfte er weiter durch den hohen Sand.
den Mannschafsbarracken zu.

Mit einem Schlage wurde es dunkel. Im
Westen schoben sich schwere schwarze Wolken
über den Horizont; ab und zu flammte ein
Wetterleuchten auf. Die Luft war mit Elek-
trizität geladen, auf der Föhnenflanke tanzten
Einsamkeit, von den Soldaten erschreckt beob-
achtet. Ein dumpfer Donner grollte, aber kein
Tropfen fiel. Abgespannt und müde warf ich
mich auf meine Lagerstatt. Aber der Schlaf floß
die bleischweren Lider, es war zu heiß. Nur
dumme Gaukelbilder tanzten vor der erregten
Wandtafel. Drüben in der deutschen Heimal-
schien jetzt der deutsche Frühling mit seinen
jarten Blüten und Sprossen, dort färbten sich
die Matten hellgrün, und die ersten Schnee-
kugeln hoben ihre weißen Glocken. Hier brach
die lange Regenzeit herein. Ein brauner
Mädchenskopf grünte sich in den Gedanken-
kreis, zwei große, strahlende Augen lachten
aus, Anemarie! Wohin bist du entschwun-
den, Du Bild aus längst vergangenen Tagen
der Jugend? Verjunken und vergessen!

Mit einem Aufschrei fuhr ich aus dem
Schlafschlaf empor. Räuschte donnerten an meine
Zimmertür. Sofort war ich auf. „Was gibt
es?“ Ein Askari stand stramm: „Hassa, Bo-
ten von Dorf, die Wafangas haben die Bewoh-
ner überfallen und morden und plündern!“
Eine Bestunde von der Boma entfernt lag
nämlich eine kleine Askari-Ansiedlung, deren
friedliche Bewohner sich von Ackerbau und Vieh-
zucht kümmerlich ernährten. Sofort arbeitete
das Gehirn. „Jwanzig Mann mit Mehmed
und mir, Alarm! Die anderen besetzen die
Wälle, strengste Bereitschaft!“ Gellend tönte
a Trompete durch die Nacht. Nach fünf Mi-

nuten eilte ich an der Spitze der kleinen Schar
durch die Stachelstrauchzäunung des Lalles.
Der angsterregte Askari, der uns die
Nachricht überbracht hatte, diente als Führer.
Noch immer war die Nacht unheimlich ruhig.
Der Wetterleuchten hatte sich verstärkt. Nur
ab und zu huschte der bleiche Mondschein zwis-
schen den schweren Wetterwolken durch.
Stumm ging es den Fußpfad entlang. Zu-
weilen nur klirrte ein Bajonett oder brach ein
Ast unter den eiligen Tritten meiner Askari.
Da zuckte ein greller Blitz. Jäh riß mich
er alte Mehmed zurück: „Die Eisenmänner!“
Im fahlen Mondlicht sah ich deutlich zwei Ge-
stalten quer über den Pfad schreiten. Sie
waren in dunkle Mäntel gehüllt, Helme blin-
kerten, in der Hand blühte das breite Kurzschwert,
am linken Arm leuchteten die metallischen
Schilde. Unter dem Mantel sahen Brustpan-
zer und Lederzeug hervor. Himmel, welcher
Spuk narrete mich? War ich bei Sinnen? Diese
schwarzen Rabenfedern am nickenden Helm-
busch, diese gebuckelten Schilde! Das waren
— Kömer! Wieder fuhr ein Blitzstrahl durch
den Wald. Gellend schloß ich die Augen. Als
ich aufschah, war der Spuk verschwunden. Meh-
med war neben mir, seine Stimme kitzelte vor
Erregung: „Sahst du die Eisenmänner, Bwana?
Allah sei mit uns!“

Mir blieb keine Zeit zum Nachdenken, denn
mit gellendem Aufschrei brach ein Askari zu-
sammen, einen Pfeil in der Kehle. Ich hörte
Mehmed noch rufen: „Der erste!“ Dann rasste
ich mit meinen Leuten auf das brennende Dorf
zu. Schüsse knallten, Schreie tönten, schwarze
Leiber huschten um die flammenden Hütten.
Der Kampf tobte. Jwanzig Minuten später
lag ich mit zerfleisstem Schenkel neben einer
verbrannten Askarihütte. Tschau Mehmed
hatte einen breiten Wafangaspieß in der Brust.
Drei meiner Askari waren getötet, mehrere
verletzt. Die Feinde flüchteten in die Nacht
hinaus. Ich ließ mich zu meinem alten Feld-
webel tragen, der todwund unter einer Pla-
tane lag. Sofort sah ich, daß hier alle mensch-
liche Hilfe zu spät kam. Geisterjahr war sein
Antlitz, blutiger Schaum stand auf den Lip-
pen, schweratmend lag er da. Er erkannte mich.
Ich beugte mich über den Sterbenden.
„Bwana, der Todesengel steht neben mir! Die
Eisenmänner sah ich zum drittenmal. Allah
Akbar, Mohammed raus! Allah!“ Er packte
krampfhaft meine Hand: „Bwana, die Eisen-
männer haßten mich, denn ich habe ihnen vor
Jahren ihren Fetisch geraubt, in meiner Hütte
findest du den verfluchten Stein, ich ...“ Ein
Stöhnen unterbrach ihn, seine Augenlider traten
aus den Höhlen, Todeskrampf schüttelte die
Glieder. Dann wurden Jugenderinnerungen
in dem sterbenden Sudanveteranen wach, der
schon gegen den Wahdi gekämpft hatte. Raub
kam es von den bebenden Lippen, das alte
Kampflied seines Stammes: „Auf, zu den Waf-
sen, Brüder, die grüne Fahne des Propheten
weht!“ Schauerlich klang die hohle Stimme,
hoch richtete sich die hagere Gestalt auf: „Allah
Akbar, Gott ist groß!“ Wie ein gefällter Baum
fiel er zusammen, Tschau Mehmed war tot.
Ich wurde vom Wundfieber geschüttelt. Die
Askari brachten mich zu unserer Boma. Zwei
Tage lang lag ich betäubt, dann kam ich wie-
der zu mir. Und mein erster Gedanke war der
„Stein der Eisenmänner!“ Ich sandte zwei As-
kari in die Hütte des alten Mehmed, um den
Stein herbeizuschaffen. Eine viereckige Platte
schleppten sie vor mein Schmerzenslager. Moos
bedeckte den Stein, der Schmutz von Jahrzehnten
bildete eine dicke Schicht. Ich ließ den
Kloß reinigen, und nach längerer Bemühung
entdeckte ich Schriftzeichen und Buchstaben
darauf. Mir schwindelte. Mit bebenden Hän-
den faßte ich nach Papier und Stift und reichte
Zeichen an Zeichen. Bald lag das Ergebnis
vor mir. Die Gegenwart versank, neunzehn-
hundert Jahre wurden hinweggeweht vor der
Nachricht, die in Vulgarlatein mit entgegen-
blickte: „Im Namen des Mithras. Wir, Mar-
cus Aemilius Scaurus, Centurio der vierten
Kohorte in der 5. Windelischen Legion, und
Lucius Vicinius Caepula, Tribunus Militum
von Castra Caesarea ab pontes, kamen, durch
widrige Winde vertrieben, an diese unglück-
lichen Gestade. Ein Schiffbruch raubte uns die
Gefährten. Allein blieben wir zurück. Fern
von aller Kultur bringen wir unser Leben hin,
die Barbaren in der Wastenecke unterrich-
tend. Wenn ein Gastfreund diese Schrift fin-
det, möge er dem Imperator Trajanus melden,
daß wir Kömer gelieben finden!“ Hier brach
die Schrift ab. Der Stein war zu sehr verwittert.
Am nächsten Tage faßte mich das Fieber
mit doppelter Gewalt. In meinen Phantasien
sah ich immer die beiden Kömer vor mir.
Dann brachte man mich auf den Dampfer, und

erhielt im Lazarett der Küstenstadt kam ich wieder
zu mir. Sobald ich mich etwas erholt hatte,
schrieb ich meinem Nachfolger, Leutnant Mac-
gregor, er möge mir den Stein zufinden
lassen. Nach Monatsfrist bekam ich die Ant-
wort, in der mir mein Kamerad mitteilte, daß
er vergeblich danach geforscht habe. Die As-
kari hätten aus Angst vor den Eisenmännern,
denen sie alles Unglück zuschrieben, den Stein
in den Fluß gemorfen.

Später erzählte ich die Begebenheit meinem
väterlichen Freunde, Colonel Sir Arthur Wy-
denham, der ein Altertumsforscher war. Er
hörte mich ruhig an und las auch meine Auf-
zeichnungen, dann zuckte er die Schultern:
„Lieber Freund! Ich hätte den Stein sehen
müssen!“ Als ich ihm entgegenhielt, daß so-
wohl Tschau Mehmed als auch ich die Eisen-
männer gesehen, legte er mir seine Hand auf
die Schulter: „Oh dear boy, ich kenne Sie zu
gut, als daß ich Ihnen nicht glauben würde. Sie
mögen wirklich die Erscheinung gehabt haben.
Es kann aber auch eine Fieberphantasie gewe-
sen sein. Glauben Sie einem alten Tropen-
soldaten, erklären kann man solche Dinge mit
dem Verstande nicht. Die Sphinx Afrika
wird uns Westeuropäern immer ein Buch mit
sieben Siegeln bleiben.“

Ritt in Chile

Schizze von Maria Meister.

In Valparaiso tobte eine kleine Revolution.
Eine ganz unbedeutende. In diesen heißen
Tagen ist immer irgend etwas Stilles los.
Deshalb hielt es Senor Manuel Torres für
richtig, seine Familie und mich in seine Hacienda
zu bringen. Es war noch vor dem
großen Salpeterkrieg.

Wir saßen noch spät im Patio, unruhig und
etwas erregt. Die Nacht war mild, das Pläts-
chern des kleinen Springbrunnens klang er-
frischend. Ueber das Haus her hallten die
Tritte der vorbeiziehenden Wache. Sie und
da sielen riesige Leuchtkäfer nieder, vom Win-
deust angelockt. Wir gingen und setzten sie
uns in die Haare, wie es die Indianerinnen
tun, gleich einem phantastisch schönen Schmuck
aus selbstamen Juwelen.

Möglichst erklamm ich seltsamer Laut in der
ungeheuren Stille, hohl, hart umrissen: Klapp!
Wir horchten und fragten uns. Die Geräusch-
schiffe waren längst verknattert. Die Stille
blieb dieselbe, nur dies merkwürdige: Klapp!
„Licht uns aufs Dach gehen“, sagte Senor
Torres, „wer weiß was los ist!“

Wir stiegen hinauf und blickten in die leeren
Straßen. Nicht gar fern waren Soldaten.
Aber dies eigentümliche Geräusch kam wieder
und wieder und wirkte in seiner Unklarlich-
keit beängstigend. Die Stille schien nach jedem
dieser hohlen Laute größer und lastender zu
werden. Nichts hemmte ihn, nichts begleitete
ihn, nichts war zu sehen — doch immer wieder
erklang der schreckhafte Ton. Keiner sprach,
jeder dachte an Ungeheures. Wir standen reg-
los, schweratmend, weit vorgebeugt. Die from-
me Donna Maria hielt es für eine Mahnung
des Himmels und eine Vorbedeutung, Don
Manuel für eine Höllenmaschine, Esmeralda
für ein Gespenst.

„Es kommt näher“, unterbrach etwas gepreßt
Don Manuel die Stille, „seht da!“

Um die Straßenecke bog eine klobige Ge-
stalt — klapp! — ein langer Klirren schien daran
zu hängen — klapp! — ein Klirren klang mit
— klapp! — alle Herzen hämmerten, der Atem
keuchte. Jetzt trat es in die Mitte des Platzes
und ... zeigte sich als Soldatenpferd, das sich
von der Wache entfernt hatte und auf Ent-
deckungen ausgegangen war. Die Wache hing
ihm tief über den zur Erde gebeugten Hals,
und als es eine Kruste fand, fraß es hungrig.
Dann ging es weiter, langsam mit klappernden
Eisen.

Der Grauen löste sich in Gelächter.
Der laumige Aufsatzt ließ uns am anderen
Morgen die Reise mit Vergnügen antreten. Ich
genieß wieder den Reiz des knirschenden Led-
ers. Ein hartes Stück Weg lag vor uns, das
ganz im Sattel zurückgelegt werden mußte.
Die gemaltigen Anden lagen schneebedeckt und
stiefhaft da, der mächtige Aconcagua war da-
mals noch unbezugsam. Die Landschaft wech-
selte seltsam, noch ehe wir über die weitere
Umgebung von Valparaiso hinaus gekommen
waren. Wir ritten ohne Felle, so daß ich mich
dem Genuß einer Entdeckungstour hingeben
konnte. Gegen Abend machten wir am Feuer
Rast.

Auch am zweiten Tage ritten wir. Da sah
ich auf einem ausgebaunten Waldpfad einen
herrlichen Baum, voll Blüten und von scharfem
Böhlgeläch. Ich lenkte mein Pferd auf ihn
zu. Noch war ich nicht nahe heran gekommen.
Da hörte ich einen durchdringenden Schrei.
Ich stieg, hielt an. Wieder erklang der Schrei.
Ein brauner weihhaariger Mann rannte her-
bei, wirkte abwehrnd mit den Armen und rief
Unverständliches. Schon kam auch der
eine Peon mit nachgejagt. „Tob!“ rief der
braune Mann. „Tob.“ Der Peon führte mich
zurück.

„Der Gifbaum“, sagte er, „aber ihm naht,
dem verbrennt die Haut zu tausend Blasen.
Wer noch näher kommt, wird unaufhaltsam zu
ihm gerissen. Sein Atem bringt den Tod.“
Erstochen sah ich hin. „Glauben Sie das?“
fragte ich Donna Maria. „Sie zuckte die Ach-
seln. „Man kann nie wissen“, meinte sie
vorsichtig.

Dann schritten die Pferde behutend über
hartes, trockenes Gras, über weißes, rohes,
gelbbraunes Gestein, — dann kam ein Fluß,
die Furt. Er war vom Regen geschwollen.
„Satten Sie sich tief, geben Sie dem Pferd
den Kopf frei!“ Mit vorsichtig fühlenden Hufen
stieg das Tier am Ufer hinab, legte die Ohren
zurück ... ein Loswerden, — ein Wägen,
das Wasser stieg mir bis zu den Knien, zum
Gürtel, schraubend schwamm das Pferd mit
kräftigen Stößen durch den Fluß. „Zügel
kurz!“ Es hob den Kopf mit weiten Nüstern
und gespannten Augen, seine Mähne schwamm
auf dem Wasser. Dann kletterte es am anderen
Ufer hinauf. Die übrigen langten gleichzeitig
an, und die Tiere schlugen von selbst ein slo-
tes Tempo an. Die Peons schwenkten den
Yoncho über dem Kopf und stießen aufseuernde
Schreie aus. Dort lag ja die Hacienda! Dampf-
sen, noch sprühend jagten die Tiere dahin, die
Schleier flatterten, die Haare wehten, in lusti-
gem Sturm hielten wir unseren Einzug.

Neugierig sah ich mich um. Da schlug eine
Leiter neben mir nieder. Kurz bäumte mein
Pferd sich auf. Unbewußt beugte ich mich zum
Halse, — und schon rasste es durch den Hof —
fort, fort — in das weite Land hinaus.

Als es den scharfen Hauch der weiten Ebene
spürte, streckte es mit hellem Gemwiehe den
Kopf vor, in langen aufsteigenden Sägen flog
es dahin. Nach dem ersten Schrecken, dem
ersten Zögeln, stieg die Kaltblütigkeit, der
erregende Schauer, siegen zu wollen. Es war
schwer, im Sattel zu bleiben! Ich bog mich
rechts, Linie für Linie begann ich die Zügel
fester zu nehmen, um das Tier in die Gewalt
zu bekommen, sobald es Schrecken und Er-
regung überwinden hatte. Es schnob und stieg,
und dann wieder in scharfen Galopp zu ver-
fallen, rasend, unaufhaltsam. Die Luft peitschte
mein Gesicht. Der Hut hing im Rücken. Die
Nüsterte entfiel mir. Ich sah kein Land mehr,
keinen Himmel, — alles gitterte, alles rasste.
Das Pferd schoß in schnurgeradem Galopp, eine
Beute sinnloser, unwiderstehlicher Gewalt.

Möglichst ergriff mit ein rätselhaftes, erstick-
tendes, fahrendes Gefühl — die Todesangst!
Dort drüben, zur Linken, das Gehört mit sei-
ner langen, weißen Mauer; wenn der Braune
darauf zuhielt — immer in der gleichen Rich-
tung, wie ein tollwütiger Hund, dann mußte ich
an dieser Mauer entlang geschleift und zer-
quetscht werden — ohne Rettung.

Ich schrie, ich rief an den Zügeln, das Pferd
schnob durch die Nüstern, mit großen, hervor-
quellenden, irren Augen, gehetzt von dem ge-
heimnisvollen Trieb — es rasste weiter. Ich
rief ihm Schmeichele Worte zu — vergeblich.
Näher und näher kam die Mauer. ... Ein
Madonnenbild am Wege, Erbarm dich, Maria,
erbat dich! Das Pferd riß mich weiter. —
Die Mauer nahte. — Wo kam da plötzlich diese
große, kühle Särte her? — Diese Särte, die
gebot, die Füße zu lösen, den Riemen, die Zü-
gel freigegeben — und einfach sich zur Seite fal-
len lassen, lieber tot als martervoll geschleift
und gefoltert an der bleichen Mauer. — Da
war die Eckel! ... Ich stemmte mit eifriger Ent-
schlußkraft beide Hände gegen den Hals des
Tieres, hob mich im Sattel — und warf mich
nach links.

Ein Geheimnis der Tiefe

Von L. Stael v. Holstein-Dorpat.

Unsere sichtbare, laute, lärmende Welt ist
von einer geheimnisvollen, ewig stillen Welt
geben, die ihr nicht ganz unähnlich ist, denn
auch auf dem Meeresgrunde sind Berge und
Täler vorhanden, weite Sandwüsten, üppige
Wälder und von Schlingpflanzen durchwuchene
Dickichte. Phantastische Korallenbäume er-
heben sich an den winterrlichen Wald in seiner
Todesstarre. Wie unsere obere, ist auch diese
untere Welt von unzähligen Tierarten bevol-
kert. In tausendfacher Gestalt und in allen
nur irgend möglichen Farben und Schattierun-
gen wimmelt es da unten durcheinander:
Schwarzbraun bis silberweiß — grün und blau-
gelblich schillernd — rotzunkelnd und in rosigem
Schimmer — permutterglänzend — getupft —
gestreift — pantherartig gefleckt kriecht, rin-
gelt sich's und liegt es am Boden — flattert,
schwebt und gleitet es in unermesslicher Menge
daher — gespenstisch lautlos. Nur an der Ober-
fläche plätschert der Delphin spielend im Son-
nenlicht und peitscht die Riesenleiber der Wale
die See, braufende Wasserstrahlen aus ihren
Nüstern schleudernd. Unten in den wunderbaren
Hallen von Kristall, im schimmernden Reich
des Schwebens, ziehen die gewaltigen See-
ungeheuer geräuschlos dahin, wie die Scharen
der winzig kleinsten Lebewesen, die harmlos im
matten Lichtstrahl tändeln.

Aber auch hier, in der Tiefe, herrscht wie oben
nur ohne Jammer u. Wehklagen, der grau-
fame, furchtbare Kampf ums Dasein: kalte
Nordluft lauert, mit scharfgezähnten, aufge-
sperrtem Rachen — harten Krebszähnen — lan-
gen Fangarmen — mit meißelgeklappten Mus-
schelschalen und noch in tausendfach anderer
Gestalt gierig auf Beute. Eines ist die Nah-
rung des anderen — alles werdend, lebend,
handelnd und vergehend, dem ihm innemoh-
renden Gesetz gehorchend wie der Sternem-
reigen über unseren Häuptern und wie die
Biene, die das Rummelwerk ihres Zellenwaben-
baues fehlerlos vollbringt.

Wir aber wissen nicht, warum ein Geschöpf
so — und ein ihm nahe verwandtes ganz anders
handelt — warum z. B. der Wal sich durchaus
nicht wie ein anderer, ihm ähnlicher Fisch be-
nimmt? Wir finden vielleicht sogar, daß er
sich viel einfacher und zweckmäßiger einrichten
könnte — eine Annahme, mit der wir kurzlich-
tenden Menschen uns sehr wahrscheinlich im Irr-
tum befinden — ist sein absonderliches Treiben
doch erst kürzlich erstorben worden, nachdem es
seit Jahrhunderten zu allerlei Fabeln Anlaß
gab. Als Brehm sein berühmtes „Tierleben“
schrieb, gehörte der Wal noch bezüglich seiner
Herkunft zu den Rätseln der Tiefe.

Wir alle kennen den glatten, schlangartigen
braungrünen Fisch, mit dem fetten weißen
Fleisch, das gekocht, in Essig und Gewürz ein-
gemacht, ganz besonders aber geräuchert, so
vortrefflich mundeit. Mancher von uns hat ihn
wohl selbst mit dem dicken Lammrücken, einem
Stückchen Weißbrot oder einem armen Trost
geangelt — mit Segelkorb oder Netz gefangen.
— Einer und der andere behauptet sogar, ihm
in Meer- und Erbsenfeldern, in beträchtlicher
Entfernung vom Wasser begegnet zu sein —
öfter noch auf der feuchten Wiese — nächtlicher
Weile auf Schneckens und Regenwürmer Jagd
machend. Beglaubigt sind solche Berichte zwar
nicht, aber auch durchaus nicht unglaubwürdig,
da er eine Einrichtung besitzt, die seine Kiemen
feucht erhält und es ihm ermöglicht, sich ge-
raume Zeit auf dem Trockenen zu erhalten.

Wir sprechen vom Wal als von einem alten
Guten Bekannten und kennen doch nur die
Hälfte seines Geschlechtes — die weibliche
freilich die bessere Hälfte, die ein Gewicht von
12 Pfund erreicht, während die erst neuerdings
entdeckten Männchen in der Größe bedeutend
zurückstehen. Wahrscheinlich wissen wir wenige
von uns, daß auch der älteste Walfrischer, durch
dessen Hände Hunderttausende gegliedert sind,
niemals ein Walfrischer gesehen hat.

Wo leben die Walfrischer, und wo kommen
die jungen Wale her? Das sind uralte Fragen,
welche erst durch die neueren Tiefseeforschungen
im atlantischen Ozean beantwortet worden
sind. Dort lebt der männliche Wal in großen
Scharen in Tiefen, die bisher unzugänglich wa-
ren. Dort suchen ihn in Riesenschwärmen die
Weibchen auf. Wenn es für sie an der Zeit
ist, wandern sie aus der Ost- und Nordsee und
aus allen Seen und Strömen, die mit diesen
Meeren und mit dem mittelländischen Meere
in Verbindung stehen, einem unaufhaltsamen
Naturtrieb folgend, dem Ozean zu, übertrie-
bene Wälle und Dämme, zwängen sich durch
enge Rohre, gleiten über ansehnliche Land-
strecken, schlüpfen durch Wälder und
Wehren. Unzählige geben dabei, von Menschen
und Raubzeug abgesehen, zu Grunde, allein
ungeheure Mengen erreichen doch ihr Ziel und
damit auch ihres Daseins Zweck. — Nun bleibt
ihnen nichts mehr zu tun übrig, als ihre reifen
 Eier in großer Tiefe abzulegen und danach zu
verenden, im Gegenfall zu anderen Fischweib-
chen, die das Geschäft des Eierlegens alljährlich
betreiben, ohne dadurch im geringsten Schaden

zu leiden. Warum muß nun das Walweibchen
sterben? Hier stehen wir wieder vor einem
Rätsel.

Die winzigen Alskinder, die ihren Eltern in
nichts gleichen, teilen sich wieder in geforderte
Schwärme: die männlichen verbleiben im Ge-
biete ihrer Väter, und die weiblichen suchen die
mütterlichen Wohnstätten auf. Ungefähr nach
Jahresfrist im Frühjahr erscheinen sie in unbe-
schreiblicher Menge im wärmeren Wasser flacher
Küsten, in Lagunen und Mündungen der Strö-
me, wo sie sich wochenlang in der Wäschung von
Salz- und Süßwasser offenbar an letzteres ge-
wöhnen sollen. Es sind 1-1½köpfige, breite,
wasserhelle Fischchen, die gar nicht an den Wal
erinnern, weshalb man sie bis vor kurzem
für eine eigene ausgewachsene Art hielt. Im
Unmassen werden sie als Enten- und Schweine-
futter aus dem Meere geschöpft und sogar als
Dinner auf den Acker geführt. Uebrig blei-
ben natürlich noch ungeheuer viele, teils im
Meer, teils sich in die Binnengewässer verteil-
end. Nach einiger Zeit verwandeln sich die
Fischchen in jedermann kenntliche Jungaale.
Von diesen werden, noch ehe sie gebrauchsfähig
sind, viele gefangen, um mit ihnen Teiche,
Fischzuchtbassins und Torfgruben zu besetzen.
Vestieres geschieht namentlich in Schweden sehr
ausgiebig. Kommt der Wal in Gefährlichkeit,
die keinerlei Zugang zum Meer haben, so findet er
sich ins Unvermeidliche — wird unter glünstigen
Lebensbedingungen sehr feil, viel schmerzlicher
als der freilebende — und erreicht, wie es scheint,
ein Alter von Jahrhunderten. Aus tiefen Berg-
und Waldseen hat man einzelne solcher ephemeri-
schen Exemplare herausgefischt.

Spielt sich nun auch der Lebenslauf dieses
merkwürdigen Schlangenfisches ganz deutlich
vor unseren Augen ab, so bleibt doch noch man-
che Frage offen, z. B. warum dieses merkwür-
dige Getrenntheit der Geschlechter, diese qualvolle
Reife des weiblichen Riesentieres in den fide-
ren Tod.

Die Zahl der Schöpfungsfragen, die nur der
Schöpfer selbst beantworten kann, ist Region.
Uns bleibt nichts übrig, als unermüßlich zu
forschen, uns jeder neu gewonnenen Erkennt-
nis zu erfreuen und vor den unerforschlichen
Wundern der Schöpfung uns in Demut und
Ehrfurcht zu beugen.

Fahrt nach dem deutschen Osten

Von Hans Georg Brenner.

Hinter mir die Millionenstadt mit ihren qual-
menden Schloten, dampfenden Altpfahnen
und schweißenden Häusern. Da hatte sich Einem
die Hitze der Hundstage wie ein glühendes
Eisen auf Kopf und Brust gepreßt, daß man
nicht mehr zu atmen verstand. Da hatte es
nicht mehr genügt, auf schattigen Straßen
leicht duftende Frauenkleider an sich vorüber-
wehen zu lassen, nicht eine Fahrt in die Wä-
der hinaus: immer wieder prallte die Hitze an
den Mauern ab, dachte sich an einen Haufen
zusammengeworfener Menschen fest, brannte in
Vorortzügen, Straßenbahnen und Autos.

Nun aber kommt das beinahe Unvorstell-
liche: weites, freies Land, Baumgruppen, ver-
lorene Waldwinkel in einem vollen, saftigen
Grün, das kein Straßenstaub oder Staub mit
einem vorherblichen Tod gezeichnet hat. Der
Zug rast an versteinerten Gehöften vorbei, aber
er stampft nicht unwirksam und polternd. Kein
— es ist, als ob er fängt, als ob ein Wind auf
den Ästen der Bäume wie auf vorsichtig abge-
stimmten Saiten spielt. Und dabei ist es ein
windstiller, blauer Tag. Allmählich erst fängt
das Gehirn an, unmittelbare Eindrücke zu er-
fassen und zu registrieren. Und plötzlich ist es
mir, als gäbe es gar keine Häuserfronten, an
denen der Blick hoffnungslos abprallt, als gäbe
es keine Wohnhäuser, in denen der Rauch
stampfender Lokomotiven und der Geruch von
Hinterhausfabriken lagert, keine überfüllten
Straßen, keine heißen Schienen und überhitzten
Menschen: denn nun stehen auf den Feldern
die gelbweißen Hocken ausgerichtet wie Gol-
dader, die ein paar vertrocknete Blumen im
Knospflock tragen. Hohe Fieber schleppen sich
schonkand auf unebenen Wegen zur Scheune.
Hier und da fährt schon die Fackel über die
hahlen Stoppeln, und einige alte Frauen bük-
ken sich nach den letzten vergessenen Samen;
es dauert lange, bis sie ihre weiten blauen
Schürzen gefüllt haben.

Was die Stadt nicht aufkommen ließ, weil
 ihr Tempo schneller ist als der Wechsel von
Sonne und Regen, Sommer und Winter, das
fällt hier bei dem einformigen Haffen der Rü-
der fast wie eine müde Traurigkeit auf. Cimen-
t, das es bald wieder feststehen wird. Dann nun